Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 13 (1937)

Heft: 18

Artikel: 3 Kioske am See [Fortsetzung]

Autor: Brockhoff, Stefan

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751735

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

oske am See KRIMINALROMAN YOUN STEFAN BROCKHOFF

Copyright by Verlag Wilhelm Goldmann, Leipzig-Bern

Es war ein sehr stiller Herbsttag, Im dunkelblauen Himmel schwammen. zerfließende weiße Wölkchen, die bewegliche Schatten über den See warfen. So klar war die Luft, daß man in der Ferne deutlich die Türme des Großmünsters sah und auf der andern Uferseite die Bäume, deren Blätter sich bunt färbten, gelb und rot, als wollten sie mit Gepränge den nahenden Tod begrüßen. Durch das tiefgespannte Blau des Himmels sah Herbert ein eiliges Flugzeug dahinschießen. Sein Geknatter durchschnitt betriebsam die Stille über dem See, verlor sich lärmig nach Nordosten, dem Flughafen Dübendorf zu, wo es in sanftem Gleiten zur Erde ging.

Auch die Frau, die sehr aufrecht und mit kranken, glänzenden Augen vor dem Flugplatzzestaurant stand, dem Wind preisgegeben, vernahm das Knattern, sah die breitgespannten glänzenden Metalflügel. Ihr Atem ging unwilkkurlich schneller, vielleicht würde sich jetzt die Kabine öffnen, vielleicht würde ein kleiner Junge heraussteigen. Hoch hob sie den Brief empor, blau, dickes Bütten und länglich. Es war, als winke sie mit diesem blauen Zeichen um Hilfe, aber niemand achtete ihrer. Da ließ sie die Hand wieder sinken.

Als das Knattern verklungen war, senkte sich die Stilleüber den See, über das weiße Haus draußen am Ufer. Von unten, aus der Küche, drang das eintönige schlepende Kinderlied, dessen zahlreiche Strophen Elsbeth unermüdlich vor sich hin sang. Sie ist beschäftigt, dachte Herbert, ich kann anfangen.

Vorsichtig schlich er über den teppichbelegten Flur. So weit er sich erinnerte, war das Zimmer der Frau Zerkinden das letzte, am Ende, links. Aber er irrte sich. Er hatte die Tür zum Badezimmer geöffnet. Als er sie wieder zuzog, knackte sie laut. Herbert schrak zusammen. Einen Augenblick Spannung, Horchen, Warten. In seinen Schläfen rauschte hörbar das Blut. Gott sei Dank, Elsbeth sang harmlos ihr Kinderlied. Die Türe rechts außen ließ sich geräuschlos öffnen. Und Herbert stellte zufrieden fest, daß es die richtige Tür war.

Das Schlafzimmer Ina Zerkindens träumte in den Nachmitag hinein. Durch di

auf deren Innenseite in zugleich zittrigen und zierlichen Buchstaben eine Widmung von Inas Mutter stand. Darin steckte ein Lesezeichen, ein Kalenderblatt aus dem Jahr

auf deren Innenseite in zugleich zittrigen und zierlichen Buchstaben eine Widmung von Inas Mutter stand. Darin steckte ein Lesezeichen, ein Kalenderblatt aus dem Jahr 1928.

Die dritte Schublade setzte dem Dietrich erheblichen Widerstand entgegen. Der kleine Schreibtisch rutschte von der Wand, es gab ein schlurfendes Geräusch, über das Herbert heftig erschrak. Wenn nur die Elsbeth nichts merkte! Er stemmte sich fest gegen den zierlichen Schreibtisch, er riß, einmal, zweimal, dreimal, dann sprang die Lade auf. Er hörte das Zerreißen eines Papiers, das sich in Falten gelegt hatte, denn die Schublade war überfüllt. Dabei enthielt sie nur einen einzigen Gegenstand.

Es war dies ein mittelgroßes, für die schmale Lade jedoch zu hohes Kästchen, eingewickelt in hartes, schmutzig weißes Papier, das Herbert mit größter Sorgfalt abwickelte. Ein braunes Zigarrenkistchen kam zum Vorschein, duftend nach Tabak und beklebt mit dem bunten Papier der «Makedonia». In verschnörkelter Goldschrift stand «Saloniki 6» darauf. Herbert schüttelte verständnislos den Kopf. War dies eins der Päckchen, gegen die damals Ina vor langen Wochen im Rämi-Pavillon sich verwahrt hatte? Ein harmloses Zigarrenkistschen, eines unter den Tausenden, die die Fabrik herstellte, eingewickelt . . . Aber da hielt Herbert inne. Auf diesem Papier standen sonderbare Worte. Wie eine Ueberschrift darüber gedruckt, prangte in sauberen Lettern: «Haushaltungsbuch der Hellas» einsgeackt? In ein hastig losgerissenes Stück aus einem Buch? Keine Firma der Welt pflegte ihre Waren so einzuhüllen. Also mußte Ina die Zigarrenkiste «Saloniki 6» selbst eingepackt haben, hastig, kunstlos, in offensichtlicher Eile. Wie kam Frau Zerkinden zu einer Seite aus dem Haushaltungsbuch der Yacht? Warum versteckte sie dieses Kästchen Zigarren?

Das farbig bedruckte Kontrollband des Kistchens warbereits aufgeschnitten. Das Päckchen war also schon geöffnet worden. Als Herbert jetzt den Deckel hob, fand er Zigarren, isteries aus dem Haushaltungsbuch der Yacht? Warum versteckte sie dieses Kä

Er mußte etwas finden! Er mußte! Noch einmal ließ er die Zigarren durch seine Hand rollen. Dann kam ihm die Idee. Mit einer harten Bewegung brach er die Zigarre auseinander. Fassungslos, mit einem ungeheuren Erstaunen betrachtete er die beiden Hälften, die er in der Hand hielt.

Nebel über dem See.

Nichts war zu sehen von den Ufern, die irgendwo hinter der grauen Nebelwand liegen mußten, zugedeckt schien die Welt mit wehenden Schleiern, äffenden farb-losen Gebilden, die sich zusammenballten und entwirr-

ten, unfaßbar durchdringend und feucht. Lückenlos war die Nacht, kein Mond, die Seart die Nacht, kein Mond, die Sterne verhängt. Finsternis und Feuchtigkeit fraßen das ärmliche Licht der Laternen, die Nacht, kein Mond, die Sterne verhängt. Finsternis und Feuchtigkeit fraßen das ärmliche Licht der Laternen, die irgendwo, nicht weit entfernt, die Straße säumten, Finsternis und Feuchtigkeit schwammen über dem großen ungefügen Holzboot, das gluksend auf dem Wasser schaukelte. Es stand und wartete. Von Zeit zu Zeit senkte der junge Mann mit den forschenden braunen Augen über breiten Backenknochen den Blick, tauchte das rechte Ruder vorsichtig in den See und brachte den Kahn in die vorgeschriebene Stellung. Man sprach nichts. Stumm saßen sich die vier Männer gegenüber. Bewegungslos starrten sie aneinander vorbei, als wäre schon ein getauschter Blick eine Verständigung, die sie hätte verraten können. Der älteste, ein Mann in den Vierzigern, leicht beleibt, warf von Zeit zu Zeit einen spähenen Blick nach rechts, als erwarte er, da irgend etwas zu finden. Aber immer wieder wandte er den Kopf zurück und zuckte die Schultern. Dann sah er auf die Uhr. Es war dreiviertel zehn. Aus der Finsternis drangen tausend Geräusche. Leichter Wind hatte sich erhoben. Man spürte, wie er den Nebel hin und her schwenkte, der sich in kleinen sprühenden Schauern über die Gesichter legte. An die Holzplanken klatschten leise die Wellen mit unzufrieden murrenden Geräuschen.

«Immer noch nichts?» flüsterte der junge Mann. Der Aeltere schüttelte den Kopf. Die beiden anderen, kräftige Gestalten, wie es schien, rührten sich nicht. Sie hatten die Ruder eingezogen, aber ihre Hände umschlossen die Griffe, als rechneten sie damit, jeden Augenblick den Befehl zum Starten zu bekommen. Aber sie mußten noch warten

Befehl zum Starten zu bekommen. Aber sie mußten noch warten.

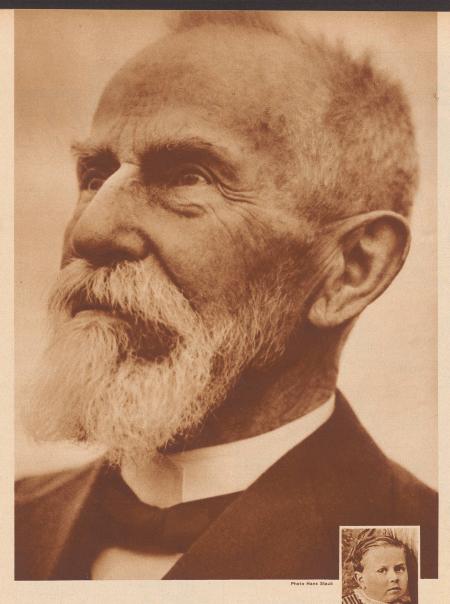
Lauter wird das Glucksen des Wassers, man hört es rauschen und niedertropfen. Die Männer im Boot drehen sich um, denn in ihrem Rücken erhebt sich Geräusch: Ruder, die sich senken und wieder herauschen, das leise Quietschen der Lederriemen, in denen die Holzschaufeln sich bewegen, das reibende Gleiten eines Gegenstandes, der durchs Wasser zieht, das klatschende Hüpfen eines Bootes, das über die kleinen Wellen springt und sich nähert. Noch sehen sie nichts, denn der Nebel hängt um sie wie ein Vorhang, schwankend und undurchdringlich. Für einen Augenblick zerreißt die weiße Wand, der junge Mann glaubt ein Boot zu erkennen, das rasch näherkommt, drei Männer, die rudern, vorgebeugt, zurückgelehnt, —in gleichmäßigem Takt. Dann aber verschlingen die dichten Schleier wieder das lichtlose Bild, man hört nur ohch die eintönigen Schläge und das Rieseln der Wassertropfen, die von den Rudern in den See zurückfließen. Von der Uferstraße tönt das Gellen einer Autohupe herüber, ein Velofahrer klingelt schnell und ängstlich mit der Schelle. Das zweite Boot ist jetzt ganz nah gekommen, es hält an, und seine Planken reiben knirschend gegen das Holz des anderen Kahnes.

Ist es noch nicht so weit?» fragt der eine der drei

herüber.

«Nein», antwortet der kleine dicke Mann aus dem anderen Boot. «Immer noch kein Zeichen», dann sieht er wieder auf seine Uhr. Es ist 5 Minuten nach zehn.

«Ob der Allemann auch richtig aufpaßt?» fragt der junge Mann etwas besorgt. Aber er bekommt keine Antwort. Denn von weit, von ganz weit — oder scheint es nur so entfernt hinter den ziehenden Nebelfetzen? — von der Uferseite her dringt plötzlich ein schwacher Schein. Er schwankt unbestimmt und unruhig wie ein Korken auf stürmischem Meer, senkt sich, taucht wieder auf, als schwenke jemand eine leuchtende Fahne. Die Nebelwellen werfen das Licht zu und tragen es weiter, [Groserzum Seies 556]



Professor Dr. Eugen Bleuler achtzigjährig

Mein früherer Assistent, schreibt der berühmte August Forel in seinen *Lebenserinnerungen*, *Direktor Bleuler in Rheinau, wurde dort immer mehr geschätzt, und er arbeitete so riesig, daß er nicht mehr schlief. Er erklärte mir sogar, der Schlaf sei eine schlechte Gewohnheit. Die Folge war, daß er einmal plötzlich umfell und fünf Stunden bewußtols jag: —man konnte ihn einfach nicht mehr aus dem tiefen Schlaf wecken. Seitdem lernte er, daß der Schlaf doch eine gute Gewohnheit sei.» So war Bleuler, der am 30. April seinen 80. Geburtstag feiert, zeitlebens — ein unerhörter Arbeiter. Schon als Gymnasiast, während den Vorbereitungen auf die Maturität, schlief er nur seine vier Stunden, und später arbeitete er nach Gewicht. Magerte er infolge Schlafmangel zu sehr ab, dann genehmigte er sich etwas mehr Ruhe. Mit der Waage regulierte er seinen Schlaf. Fast wäre Professor Bleuler ganz, wie andere bedeutende Schweizergelehret, in Deutschland hänge gelichen. Professor Gudden, der später mit König Ludwig von Bayern zusammen im Starnbergersee ertrank, offerierte dem jungen Schweizer Psychiater eine Assistentenstelle in München. Doch er folgte dem gleichzeitig ergangenen Ruf Forels an die Zürcher Irrenanstalt Burghölzli. Ein Jahr später, 1886, übernahm er — erst neunundawanzigiährig, die Leitung der Kantonalen Heil- und Pflegeanstalt Rheinau. 1898, als Bleuler zum Direktor der Kantonalen Irrenanstalt Burghölzli und als Professor für Psychiatrie nach Zürich berufen wurde, begann jene fruchtbare Tätigkeit, die seinen Weltruhn begründete. Als erster med meutschen Spradsgebiet schriebe er über die Hypnose. Freud dankt ihm, daß er, Bleuler, die Psychoanalyse gewissermaßen akademiefähig gemacht und Bahnbrecherdienste für sie geleistet hat. Bleulers klassisches «Lehrbuch der Psychiatrie», das in Englisch, Spanisch und Russisch übersetzt wurde, trat seinen Siegeszug um die Welt an, und das Buch über «Schizophrenie» sicherte dem Zürcher Gelehrten einen Ehrenlplatz in der Wissenschaft. Fast bekannter noch im Schweizervolk wurde Bleule

Le professeur Eugen Bleuler, dont on fétera le 30 avril le 80me amiversaire, est un des grands suisses qui enrichissent le patrimoine national. A peine ses études de médecine terminées, il était appelé à Munich comme assistant du professeur Gudden, celui même qui se noya dans les eaux du Starnbergersee avec le roi Louis II de Bavière. Mais dans le même temps parvenait au jeune psychiâtre un appel d'Auguste Forel alors directeur du Burghölzli (asile de fous) de Zurich. C'est cette seconde offre qu'il accepta. L'année suivante (1886), à Pâge de 29 ans, il se voyait confier la direction de Hôpital cantonal de Rheinau. Directeur du Burghölzli et professeur de psychiâtrie à Zurich (1898), Bleuler publia alors une série d'études médicales sur l'hypnose, la schizophrénie, la psychiâtrie qui lui valurent un renom universel. Sous l'influence de Forel, il avait entreprit dès 1886 de combattre l'alcoolisme et fut par la suite le promoteur des restaurants sans alcool. Docteur h. c. de nombre d'minversités, membre d'honneur de sociétés savantes américaines, anglaises, hollandaises, etc., le professeur Bleuler a vu reconnaître sa science et son autorité par le monde entier.

hinaus in den See, wo die beiden Boote warten, dicht an-

hinaus in den See, wo die beiden Boote warten, dicht aneinandergepreßt und hart sich scheuernd.

«Das Licht!» ruft der junge Mann, «das Licht aus dem Kiosk», als sei nur er es, der es gesehen hätte. Die anderen nickten. Der kleine Dicke fährt mit der Hand durch den Nebel, als wolle er die Schleier zerreißen, und dem matten Schimmer aus dem Kiosk einen freien und unbeschwerten Weg bahnen. Einen Moment blickt er dem Licht schweigsam entgegen. Es schwankt und gleitet, neu aufblitzend, und gleich wieder schwach und versickernd.

Dann richtet der Mann sich auf und sagt leise, aber bestimmt: «Also los!» Mit einem kräftigen Stoß rücken die Boote voneinan-der ab. Dann senken sich vier Ruderpaare klatschend in die Elwr

Der Fuchs im Bau.

Das Knattern hört auf, denkt Robbi. Ob wir wohl schon in Amerika sind? Mit der «Normandie» braucht man vier Tage. Robbi strengt sich sehr an. Er will ausrechnen, wie lange er schon in diesem dunklen Zimmer ist, aber er kann es nicht. Dazu müßte man wissen, wann Tag ist und wann Nacht. Wenn man viel schläft, vergißt man das, und das einzige, was Robbi bestimmt weiß, ist, daß er viel geschlafen hat. Noch immer brummt es im Kopf. Wie er jetzt langsam die Beine aus dem Bett hebt, merkt er, daß es ganz gut geht. Vorsichtig stellt er die Füße auf den kalten Boden. Sie züttern noch ein bißchen, und er hat das Gefühl, als gehörten sie gar nicht zu ihm. Auch als er sie num in Bewegung setzt, gehen sie ihren eigenen Gang, unsicher, stolpernd, so daß man Angst haben muß, hinzufallen. Mit der linken Hand hält er sich am Bett fest. Gar kein Licht gibt es. Gerade will er tiefer ins Zimmer dringen, da erschrickt er sehr und muß sich wieder setzen. Und jetzt brummt der Kopf wieder, ganz heiß wird ihm, mit den Händen krallt er sich in die Bettdecke.

Er hat Schritte gehört. Da — jetzt wieder. Deutliche, kräftige, vernehmliche Schritte. Immer näher kommen sie, und es müssen viele Männer sein, überall sind sie, links, rechts, über ihm, denn die Decke knarrt. Im ganzen Hause gehen sie auf und ab. Robbi will sich zusammennehmen, aber die Angst ist stärker. Jetzt werden sie mich wieder holen, denkt er, und noch weiter wegschleppen, aber ich will nicht, ich will nicht.

Thm ist, als begänne das Zimmer zu schwanken. So wie es am Anfang war, als er hierher kam. Er hockt wie ein verängstigtes Tier auf dem Bettrand. Wie es in den Ohren saust. Immer lauter wird es, immer lauter, Schritte rings um ihn, rechts, links, oben, unten. Er sicht Schuhe, viele Schuhe, die auf ihn zukommen, über ihn hinweggehen wollen. Da schlägt er die Hände vor die Augen und weint. Es ist zunächst ein leises Schluchzen, das wohltut, er gibt sich ihm hin, willenlos und ent-spannt. Jetzt fließen die Tränen, das ganze Gesicht schon ist naß, das Weinen reißt ihn mit

«Ich heul' ja schon nicht mehr», sagt er und fährt mit der Hand über Augen und Nase. «Sind Sie extra nach Amerika zu mir gekommen?» fragt er. «Nach Amerika?» macht der große Freund verwundert. «Aber wir sind doch gar nicht in Amerika.»

Robbi ist erstaunt. Weit reißt er die Augen auf. Wohin ist er denn gefahren... die ganze Zeit? «Nicht in Amerika,» macht Robbi erleichtert. «Ja, wo sind wir

Amerika,» macht Robbi erleichtert. «Ja, wo sind wir denn?»

«Du mußt jetzt ganz still sein, Robbi! Du darfst nichts fragen. Wir gehen jetzt da hinein. Da sind lauter Freunde von mir, sechs Leute, die tun dir nichts. Denen wirst du zeigen, daß du tapfer bist. Nichts fragen, Robbi, und hübsch still sein!»

Robbi fragt nichts und ist still, als Herbert ihn in den Nebenraum trägt. Das ist ein kleines Zimmer, holzgetäfelt, und man sieht nur den großen Schreibtisch, auf dem eine flackernde, niedergebrannte Wachskerze festgeklebt ist. Am Schreibtisch sitzt ein kleiner, dicklicher Mann, der dem Kind freundlich zunickt, den Finger an den Mund legt, weil niemand sprechen darf. Dann kramt er in einer Tasche, aus der er eine Rolle Pfeffermiz holt. Robbi darf sie alle haben. Es schmeckt angenehm kühl im Mund. Herbert stellt ihn wieder auf die Füße, der Knabe fühlt sich sicher und ist beinahe ein bißchen stolz, daß er mit all diesen großen Männern zusammen warren darf.

So verrint die Zeit. Die Männer, regungslos, im Dunklen, warten, angespannt, nehmen von Robbi keine

So verrinnt die Zeit. Die Männer, regungslos, im Dunklen, warten, angespannt, nehmen von Robbi keine Notiz. Er spürt, daß etwas Großes vorgeht. Er spürt, daß er sich benehmen muß, wie die Großen es von ihm verlangen. Er ist tapfer. Gern möchte er den Herrn Hösslin fragen, viel fragen, wann er Mammi wiedersehen würde, wie lange er hier bleiben müsse, warum nan nicht sprechen dürfe — doch er fragt nichts. Seine kleine, rauhe Bubenhand, die sich anfühlt wie die eines Tieres, sucht die Herberts, die sich schützend darüberlegt. Doch immer, wenn irgendein Geräusch vernehmbar wird, wenn die niedrige Kerze unruhiger flackert, bewegt sich Herberts Hand, verläßt ihn, kommt dann nach einiger Zeit wieder zurück. Der dicke Mann im grauen Lodenmantel sieht nervös auf die Uhr. Es ist halb elf. Vorsichtig steht er auf, geht auf ein kleines rundes Fenster zu, durch das er hinausschaut. Aber er sieht nichts. Draußen zieht der Nebel vorbei, weiß und zäh, in dich Draußen zieht der Nebel vorbei, weiß und zäh, in dich-

Draußen zieht der Nebel vorbei, weiß und zäh, in dichten Schleiern.
«Siehst du noch nichts, Wienert?» fragt der eine der Männer. Der kleine Dicke schüttelt verneinend den Kopf und macht «Psssst».
Robbi erschrickt ein bißchen bei diesem Laut. Allmählich beginnt dieses Warten unheimlich zu werden. In dem flackernden Schein der Kerze sehen die Gesichter der Männer verzerrt und drohend aus. Riesengroß stehen ihre Schatten an der Wand. Jedesmal, wenn sie sich bewegen, entsteht ein Aufruhr in dem Schattenspiel, als verschöben sich die Wände. Zwei von den Männern ste-

hen an der Tür, das Ohr an die Wand gepreßt, und ihre rechte Hand ruht unbeweglich in der Tasche. Zwei andere hocken auf kleinen Sesseln, den Kopf in die Arme gestützt, einen Revolver neben sich, und vor der Tür, die zu dem dunklen Käfig führt, an den Robbi nicht mehr denken will, steht der fünfte, sehr wachsam und breit, denn er muß den Ausweg versperren.

Auf dem Schreibtisch liegt ein Häufchen grauer Scheine. Geldscheine, wie Robbi glaubt. Er verrenkt den Hals, um zu sehen, was darauf steht. Er sieht die Zahl *100°s, sehr verschnörkelt, dahinter ein großes Z., aber die Sprache, in der das Wort darauf geschrieben ist, kennt Robbi nicht. Es sind keine Franken, das bestimmt nicht. Gar zu gern wäre Robbi gegangen, um das geheimnisvolle Päcklein zu betrachten, aber er hat keinen Mut. Und jetzt hat er auch keine Zeit mehr, die Papiere anzusehen. Von oben hört er Schritte, sie werden lauter, die Männer blicken sich an, wechseln ein paar geflüsterte Worte, stehen in gespannter Bereitschaft. Robbi kann kaum etwas sehen, denn schützend stellt sich Herbert vor ihn. Er hört nur, wie die beiden, die auf den Hockern saßen, aufstehen und einen Schritt auf die Türzugehen. Der kleine Dicke, den man vorhin mit «Wienert» anredete, kommt an den Schreibtisch und sagt leise aber scharf: «Achtung!» Rasch löscht er die Kerze. Es ist ganz dunkel. Nun vernimmt man von draußen Worte, halblaute Worte. «Heut werden wir nicht viel schaffen», sagt die Stimme, und Robbi sieht, wie der dicke Wienert mit dem Kopf nickt. Dem Knaben schlägt das Hetz bis zum Hals, er klammert sich an Herbert fest, und er weiß in diesem Augenblick, daß er die Stimme schon einmal gehört hat. Wenn sie doch Licht machen wollten, denkt er, und in diesem Moment wird es hell. machen wollten, denkt er, und in diesem Moment wird

Der Mann, der in der Tür steht, hat den Schalter ge-Der Mann, der in der Lur steht, nat den Sonalter gedreht. Furchtbar hell ist es, und in dem grellen Licht ist
das Gesicht des Mannes für einen Augenblick erstarrt in
Entsetzen. Der zweite hinter ihm, der rasch herbeigeeilt ist, will sich zur Wehr setzen, reißt einen Revolver heraus, aber der andere drückt ihm die Hand her-

«Lassen Sie doch, Strupp», sagt er ruhig. «Es hat wohl

«Lassen Sie doch, Strupp», sagt er ruhig. «Es hat wohl keinen Zweck mehr.»
Als die beiden Männer an der Tür ihn jetzt in die Mitte nehmen und seine Handgelenke fassen wollen, hebt sich sein Arm zu einer mechanischen Gebärde, und er streicht sich über das glatte schwarze Haar, in dem eine blendend weiße Silbersträhne liegt.
«Ich stehe zu Ihrer Verfügung», sagt er, und Kommissar Wienert erwidert: «Es ist gut, daß Sie keine Schwierigkeiten machen, Herr Xylander.»

Langsam verlassen sie das Zimmer. An der Spitze geht Kommissar Wienert. Er führt den Zug durch einen Raum, in dem man Motoren und Maschinen sieht, den Robbi nicht kennt. Vor einer dieser Maschinen macht Wienert Halt. «Das ist sie?» fragt er, und Eleutherios Xvlander nickt.

Xylander nickt.

Auf einem Tischichen daneben sieht Robbi wieder die grauen Scheine. Er nimmt einen in die Hand, und jetzt weiß er genau, daß es Geld ist. «100 Zloty» steht darauf und darunter «Bank Polski». Und als sie die kleine Treppe hinaufsteigen, weiß Robbi auch, daß er auf einem Schiff ist, auf dieser weißen Yacht, die er jeden Tag gesehen hat, und an deren Bug in schönen goldenen Buchstaben das Wort «Hellas» steht.

Die Falschmünzer.

Das Nilpferd war heute abend noch dicker als sonst.

Das Nilpferd war heute abend noch dicker als sonst. In seiner eigenen Wohnung, eingerahmt von afrikanischen Jagdtrophäen und englischen Pfeifen, wirkte es wie ein tropisches Säugetier, dem ein freundlicher Zoo einen besonders luxuriös ausgestatteten Käfig bewilligt hatte. Erst wenn man sein unverkenbares Zürideutsch hörte, fiel einem ein, daß das Nilpferd eigentlich Köhler hieß und einer der besten und bestbezahlten Mitarbeiter der «Neuesten Nachrichten» war.

Im allgemeinen schätzte das Nilpferd Einladungen nicht. Aber heute trieb ihn etwas, das bei einem Journalisten stärker ist als alle Hemmungen: die Neugier. Er mußte einfach wissen, wie dieser junge Hösslin den vertrackten, undurchsichtigen, aufregenden Fall Xylander gelöst hatte, wie die unheimliche Ermordung des Arnold Loos in der Bergbahn Niesen-Mülenen damit zusammenhing, er wollte endlich die Zusammenhänge sehen zwischen dem Tod der Johanna Beurer, den Kioskbränden, der Entführung des kleinen Robbi und der mustergültig eingerichteten Falschmünzerwerkstatt auf der Yacht «Hellas».

Das Nilpferd glaubte sogar, einiges Recht zu besitzen,

Tacht «Hellas».

Das Nilpferd glaubte sogar, einiges Recht zu besitzen, eine lückenlose Aufklärung serviert zu bekommen. In der letzten Redaktionskonferenz der «Neuesten Nachrichten» hatte en nämlich durchgesetzt, daß man Herbert Hösslin als festbezahlten Mitarbeiter in den Verband

der Zeitung aufnahm, und jetzt wollte er die Belohnung dafür einkassieren.
Es sollte eine richtige Feier nach allen Regeln der Kunst werden. Unwahrscheinliche Mengen Whisky standen bereit; die in tausend Stürmen erprobte Haushälterin, Fräulein Vögelin, hatte Berge von Sandwichs so-



wie kleine Hügel von Torten aufgestapelt, denn es konnte sein, daß auch Damen erschienen. Das Nilpferd wußte nicht, wer kommen würde. Er hatte es dem Ehrengast überlassen, mitzubringen, wen er wollte. Das Nilpferd fand, dies sei die angenehmste Art der Einladung. Man mußte sich unichts kümmern und lernte in seinem eigenen Hause nette Leute kennen.

Als Heister für seinem Gefolge aprijkte, verschafte

Als Herbert mit seinem Gefolge anrückte, verzog der Dicke sein Gesicht. Es waren viel zu wenig, vier Stück, wovon das vierte eigentlich nur ein

vier Stück, wovon das vierte eigentlich nur ein halbes war.

«Vielleicht hätte ich Kindermilch auf Eis legen sollen», brummte er zur Begrüßung und betrachtet unfreundlich aus der Fülle seines Fettes den Pagen Bernd Schwyzer, der im blauen Sonntagsanzug mit den langen Hosen und hochrot verlegenem Gesicht eine etwas klägliche Figur machte.

«Du kennst doch meinen alten Freund Bernd», sagte Herbert, und das «Freund» war ganz dick gedruckt. «Der hat früher deine schlechtgeschriebenen Manuskripte aus einem Zimmer ins andere gebracht, als er noch bei den "Neuesten Nachrichten" angestellt war. Hüte dich, ihn anzugreifen. Er ist ein kleiner Held des Tages, und ohne ihn hätte ich nichts herausbekommen.»

«Dann muß er Whisky trinken», bemerkte Herr Köhler-Nilpferd. «Mir wird sowieso alles liegen bleiben. Ihr seid schamlos wenig.»

«Qualität ist besser als Quantität», bemerkte Trudi Leu und warf einen vielsagenden Blick auf die Leibesfülle des Gastgebers.

«Witze über meine Korpulenz nehme ich außerhalb der Geschäftsstunden nicht entgegn», erwiderte der Dicke und half Trudi ritterlich aus dem Mantel.

wantel.

«Dies ist Herr Meyrat, ein Freund von uns», stellte Herbert vor, «und dies ist mein Onkel Wienert, die Polizei persönlich und trotzdem ein umgänglicher Mann.»

gänglicher Mann."

Händeschütteln, Begrüßung, dann ging man in das große Zimmer mit der Terrasse, dessen Fenster weit offenstanden und einen wunderbaren Blick auf die abendliche Stadt und den spiegelnden See freigab.

Fräulein Vögelin konnte sich nicht darüber beruhigen, daß so wenig Gäste gekommen waren. Aber ihre Brötchen fanden geradezu reißenden Absatz und erregten so viel Durst, daß auch die Whiskyvorräte allmählich abnahmen. «Auf dein Wohl, Herbert!» sagte das Nilpferd, und es war sehr ernst und gut gemeint. Man trank sich zu, man sprach wenig, man blickte hinaus auf die flimmern-

Nächtliche Bahnfahrt

Von Paul Ad. Brenner

Ein Licht, ein fernes - dann ein Wald, ein Haus ... Dann nichts als Nacht und graue Nebelbänke. Die letzten Sterne löschen langsam aus, Als ob die Welt durch hundert Nächte sänke.

Wir fahren weit und jeder hat sein Ziel. Vielleicht daß wir zusammen eines finden? Was wir gemeinsam haben: hier ist's viel Doch wenig wird uns morgen noch verbinden.

Wenn ich die Stirne nah ans Fenster halte, Seh ich die Nacht durchs spiegelnde Geviert, Und wie sich tief in eines Tales Falte Ein Bach, ein Wald - vielleicht ein Mensch verliert.

Der Takt der Räder schläfert leis uns ein. Das blaue Nachtlicht flimmert durch die Lider. Und jeder sucht nur tiefer sich allein Und findet sich in seinen Träumen wieder ...

Wie - wenn wir so durch Jahre reisen müßten ...? Fühlst du, wie Nacht in unsere Herzen dringt? Indessen über eisernen Gerüsten Die weiße Kraft in allen Drähten singt.

den Lichter der Stadt. Mit aufgerissenen Augen betrachtere Bernd die zahlreichen Jagdtrophäen, und als er gar ein zerschlissenes Löwenfell bewunderte, hatte er die Sympathie des Nilpferds endgültig erobert. Trudi, in einem neuen Kleid, hatte sich neben Gaston Meyrat gesetzt, der ein bißchen blaß und trostbedürftig aussah, Wienert zog an einer Brissago und widmete sich gründlich dem Whisky.

«Ich habe dir vorhin gratuliert, Herbert, aber ich weiß eigentlich doch gar nicht, wozu», begann das Nilpferd.

«Wenn ich ehrlich sein soll: der Fall Xylander ist mir völlig unklar. Ich weiß nur ein paar grobe Ein-zelheiten. Aber ich weiß nichts von den Zusam-menhängen, nichts von den drei Kiosken, nichts von Johanna Beurer. Ich tappe im Dunkeln.»

zelheiten. Aber ich weiß nichts von den Zusammenhängen, nichts von den drei Kiosken, nichts von Johanna Beurer. Ich tappe im Dunkeln.»

«Also gut», sagte Herbert, und blickte nachdenklich in den besänftigenden Abend hinaus. «Ich werde dir helfen. Die Fäden sind freilich so verwickelt, daß es schwer ist, den Anfang dieses Knäuels zu finden.» Herbert machte eine Pause. «Ich glaube, man muß mit Eleuthrios Xylander beginnen», fuhr er fort. «Mit Xylander und der Zigarrenfabrik 'Makedonia'. Wann Xylander den Entschluß gefaßt hat, auf seiner Yacht 'Hellas' eine Falschmünzerwerkstatt aufzubauen, das wissen wir natürlich nicht. Aber ich vermute, daß er sie schon mehr als drei Jahre im Betrieb hat. Die Bilanzen der 'Makedonia' sahen nie sehr rosig aus, aber seit drei Jahren ist die Fabrik in einem solchen Maße zurückgegangen, daß Herr Xylander seinen finanziellen Zusammenbruch unabwendbar vor sich sah. Ein Mann wie Xylander erträgt keinen Ruin, ein Mann wie Xylander erträgt keinen Ruin, ein Mann wie Xylander braucht ein Haus, Dienerschaft, eine Yacht und eine kostspielige Freundin in Saloniki. Wenn die Zigarrenfabrik das nicht mehr abwirft, greift man zu anderen Mitteln. Und es gibt eine Sorte levantinischer Kaufleute, die es mit den Grundsätzen der kommerziellen Ehrlichkeit nicht so genau nimmt.» «Stimmt», warf das Nilpferd dazwischen. «Davon könnt ich euch nach drei Jahren Konstantinopel einiges erzählen.»

«Mit der Ausführung der Pläne nahmen sie es freilich sehr genau. Und das System, das sich Xylander mit Waclaw Zagorski ausgedacht hatte, war raffniert genug. Die regelmäßige Lieferung bestimmter Zigarrenmengen nach Polen bestand sowieso, das konnte man benutzen, um unauffällig das große Experiment zu wagen, In dem Schiff, ¡Hellas' wurde eine Werkstatt eingerichtet, in der man polnische 100-Zloty-Scheine herstellte. Strupp, Bootsführer und ehemaliger Mechaniker, übernahm den technischen Teil. Und nun kommt Xylanders glücklicher Einfall, die Scheine unauffällig über die Grenze zu bringen. Jede Woche brachte der Chauff

